

HENNER VON HESBERG, *Formen privater Repräsentation in der Baukunst des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr.* Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 1994. 190 Seiten, 99 Tafeln.

Wer sich mit antiker Architektur beschäftigt, weiß, wie gravierend sich der mangelhafte Forschungsstand im Bereich hellenistischer Architektur auf unsere Kenntnis nicht nur der Epoche auswirkt, „deren Denkmäler eine chauvinistische Archäologie nach Belieben auf die Alternative römisch oder griechisch glaubte reduzieren zu können“ (F. RAKOB/W. D. HEILMEYER, *Der Rundtempel am Tiber in Rom* [1973] 39); daß daraus folgend auch die Begriffe von „griechischer“ und „römischer Architektur“ geschichts- und wirklichkeitsverzerrt sein mußten, indem der eine Begriff einseitig graecozentrisch über-, der andere unrealistisch graecodependent entladen wurde, kann die Tragweite dieses Mangels ein ganz klein wenig anschaulich machen.

Nun hat 1986 Hans Lauter in einem bewundernswerten, gewissermaßen ersten Wurf mit erfreulich spürbarem Impetus „Die Architektur des Hellenismus“ vorgelegt (siehe dazu REZ., *Bonner Jahrb.* 188, 1988, 562 ff.) und 1988 stand gar der Internationale Kongress für Klassische Archäologie unter dem Thema „Hellenismus“. Das sind bei dem immensen Thema wichtige Anfänge, aber doch Anfänge. Wenn sich nun ein 1994 erschienenes Buch mit der Baukunst der zwei Jahrhunderte vor Christus auseinandersetzt, so erweckt dies natürlich höchsterfreutes Interesse, und man möchte in erstem Überschwang zudem auch noch sagen: das behandelt ja die zentralen Jahrhunderte; die Jahrhunderte, in denen sich die vielen unterschiedlichen mittelländischen – aber nicht nur sie – Kultur- und Architekturtraditionen und -ansätze trafen, ihre neuen Offenbarungen und Offenbarwerdungen, ihren neuen Ausdruck suchten und zum Großteil auch fanden; die Jahrhunderte, in denen sich sehr weitreichend Entscheidendes abspielte; die Jahrhunderte, die eben auch die Begriffe von griechischer und römischer Architektur in das ihnen adäquate Licht zu setzen vermögen; zwei Jahrhunderte also, die zum Inhalt eines Buches zu machen, den Verf. ohne Zweifel nicht nur als Kenner der Materie kennzeichnen, sondern auch, angesichts des nur kurz angerissenen Forschungsstandes, der Überfälligkeit und drängenden Notwendigkeit der Aufarbeitung also, als höchst dienlich auszeichnen. Der Verf. begegnet diesen beiden Jahrhunderten auch mit einer solchen Fülle unterschiedlichster Materials und imponierender Beobachtungsschärfe, daß man angesichts dessen ein Verfehlen des Zieles, zur Deutung dieser Jahrhunderte einen potenten Beitrag zu liefern, von vorneherein ausschließen möchte.

Der Verf. legt seine Arbeit dreigeteilt vor: Text-, Katalog- und Tafelteil; Literatur- bzw. Abkürzungsverzeichnis, Abbildungsnachweis und Register ergänzen das Ganze. Der Tafelteil bringt bei 99 Tafeln pro Tafel wohl durchschnittlich drei bis vier Abbildungen, man wird 350–400 Abbildungen insgesamt annehmen können. Natürlich steht nicht jede Abbildung (deshalb nicht durchgezählt, sondern mit Tafelnummerierung plus Unternummerierung versehen) jeweils für einen anderen Bau, sondern meist repräsentieren, sich teils ergänzend, mehrere Abbildungen einen Bau recht unterschiedlich in Grundriß und/oder Schnitt und/oder Ansicht und/oder Detail. Oft wird auch nur kümmerlich wenig abgebildet. Die Numerierung des Tafelteils folgt der alphabetischen Reihenfolge der entsprechenden Ortsnamen. Praktisch alle Abbildungen sind dankenswerterweise mit einem vom Verf. eingesetzten Maßstab ausgestattet, bei Grundrissen ist meist der Nordpfeil hinzugefügt. Nicht wenige Abbildungen hat der Verf. für seine Zwecke umzeichnen lassen. Nicht nur die Anzahl der Abbildungen, sondern auch ihre Herkunft aus unterschiedlichsten Publikationen und Zusammenhängen, aber auch die Unmasse an zitierter Literatur in den Anmerkungen

des Text- und Katalogteils kann die immense Materialfülle, die hier zusammengetragen wurde, zumindest numerisch deutlich machen. Um dieser Fülle an Material gerecht werden zu können, geht der Verf. im Textteil nur dann auf Einzelheiten in den Abbildungen ein, wenn ihm dies nötig erscheint, ansonsten will er dies für die wichtigsten Beispiele im Katalogteil abhandeln, der nach Typen und Untertypen und innerhalb der Untertypen jeweils alphabetisch nach Ortsnamen geordnet ist (was wenig hilft, wenn man die Typenkriterien des Verf. nicht kennt).

Der Textteil ist in drei Abschnitte gegliedert und wird von einem vierten auswertenden und zusammenfassenden abgeschlossen. Der erste Abschnitt behandelt „Bauten von kleinem Format“, da sie sich, wie der Verf. meint (S. 2), besonders für individuelle Selbstdarstellung eignen und diese sich folglich an ihnen am besten aufzeigen läßt, also an Propylon- und Eingangsbauten, an Exedren und Denkmalbauten. Im zweiten Abschnitt werden die entsprechenden Bauaufschriften zu Rate gezogen, die das Bild der subjektiven Entscheidung bei der Formenwahl, der individuellen Selbstdarstellung des Stifters bestätigen sollen. Im dritten Teil werden die bisherigen Feststellungen, die vor allem Bauten betrafen, die von Privatleuten errichtet wurden, ergänzt durch die Betrachtung „übergreifender Erscheinungen der Architektorentwicklung“ (S. 53), die die angesprochene individuelle Selbstdarstellung insgesamt begünstigten. Dem Bürgertum, den herrschenden Familien kommt also, nach Einschätzung des Verf., bei Bauprojekten eine richtungweisende Bedeutung zu, sie drücken dem Erscheinungsbild der Kultur den Stempel auf (S. 120). Die Interessen der Auftraggeber waren dabei unterschiedlicher Natur: „Einerseits streben sie danach, sich selbst in der Stadtöffentlichkeit entsprechend mit ihren Bauten darzustellen, andererseits berücksichtigen sie die Werte und normbildenden Verpflichtungen der Polistradition und bringen sie zum Ausdruck. Aus diesen widersprüchlichen Tendenzen erklärt sich die vielfältige Gestaltungsmöglichkeit späthellenistischer Architektur“ (S. 119).

Methodisch geht der Verf. detaillierend, quasi sezierend vor, indem er an einer Reihe von Anlagen und Bauten die unterschiedlichsten und unscheinbarsten Elemente und Einzelformen herausarbeitet, die seine These vom inszenierenden Charakter der Gestaltungen stützen. Der Verf. beweist dabei eine bemerkenswerte Schärfe in der Beobachtung und Kühle im Trennen scheinbar(?) noch so verwobener Zusammenhänge. Es ist äußerst erhellend und bereichernd, welchen „Reichtum an unterschiedlichen Lösungen“ (S. 56) er z. B. im Abschnitt „3.1.1. Treppenanlagen“ aufzeigt: Freitreppen, durchlaufend oder rhythmisch gegliedert, in voller Breite oder sich verengend, breitlagernd monumental und den darüber aufragenden Bau inszenierend, gerahmte oder nicht gerahmte Treppen, halbkreisförmige bzw. von drei Seiten heranführende Treppen, vorgesetzte, direkt an den zu erschließenden Bau angesetzte oder in ihn einschneidende bzw. eingreifende Treppen etc. etc. ... So wie die Treppenanlagen im Kapitel 3.1 „Eine Architektur der Fassaden“ unterstützen, so vielfältig sind weitere Möglichkeiten, die der Verf. herausarbeitet, z. B. wie überraschend subtil auch die Pflasterung oder die Unterbauten und Podien dazu beitragen; demgegenüber fallen die bildhafte Hierarchie nebeneinanderliegender oder die axiale Hierarchie hintereinander gestaffelter Fassaden viel plakativer auf. Solche Beobachtungen werden dann auch in den Fassaden selbst angestellt, z. B. ihre Gestaltung und Ausrichtung auf die Mitte hin. Was an der Fassade im Großen, ist an den architektonischen Einzelformen im Kleinen festzustellen, nämlich die Betonung einer Ansichtseite. In diesen Einzelheiten nimmt „die Gestalt der Architektur des 2. und 1. Jhs. gegenüber früheren Erscheinungen eine neue Qualität an“ (S. 115). Dies betrifft auch den Bedeutungsgehalt der Bauformen und ihre Austauschbarkeit entsprechend einem eklektischen Auswahlprinzip. Der größere Zusammenhang gibt die Richtung der Bedeutung vor, wobei der Gehalt durch Verbindung verschiedener Bauformen gesteigert werden konnte. Daß dies weniger die großen Gemeinschafts- bzw. Sakralbauten betraf, in denen eine gewisse Reinheit der Ordnungen angestrebt wurde, braucht wegen der darin sich äußernden traditionsgebundenen Komponenten nicht zu verwundern.

Was der Verf. bis in kleinste Details destillierend zur „schaubildhaften Präsentation“ der Architektur beiträgt, setzt in etwa die Feststellungen von A. BORBEIN (Jahrb. DAI 88, 1973, 43 ff.) fort, der Erscheinungen bei der Präsentation der Plastik im 5. und 4. Jh. mit den Begriffen „Distanz“ und „Reflexion“ schlagwortartig treffend umrissen hat (dazu Verf. z. B. S. 116). Doch Borbein weist darauf hin, daß „die formale Gestaltung der Figur eine inhaltliche Bedeutung“ erhält: „Das Erscheinungsbild meint Epiphanie“ (BORBEIN a. a. O. 174). Dieser Bedeutungswandel fällt in eine Zeit des Übergangs zwischen Hoch- und Nachklassik, die Borbein als „eine der schärfsten Zäsuren innerhalb der antiken Kunstgeschichte“ (BORBEIN a. a. O. 47) bezeichnet. Daß die Archäologie dem 4. Jh. mit andauerndem Unbehagen begegnete und es mit der Zeit des politischen Niedergangs Athens gleichsetzte, dafür sieht Borbein, sicher völlig zu Recht, die wissenschaftsgeschichtlichen Wurzeln „vor allem in der Bewegung des Expressionismus: Die Vorliebe für das angeblich Ursprüngliche, Unverfälschte verschüttete den Zugang zu den Schöpfungen einer sich selbst und ihre Voraussetzungen reflektierenden Kunst“ (BORBEIN a. a. O. 45). Borbeins Ansatz geht im übrigen dahin, „das für die Abgrenzung der Epoche wichtige Problem des Zusammenhangs zwischen der Kunst und der allgemeinen historischen Entwicklung (peloponnesischer Krieg, Niedergang der griechischen Polis, das Auftreten Alexanders)“ (BORBEIN a. a. O. 47) zu untersuchen.



Diesem Anliegen folgt mehr oder weniger auch der Verf. bei seiner Untersuchung der Architekturentwicklung, indem er die im 4. Jh. angelegten Tendenzen im 2. und 1. Jh. wesentlich deutlicher hervor-treten bzw. realisiert sieht: also die schaubildhafte Präsentation, diese als Ausdruck individueller Selbstdarstellung und dies wiederum als Konsequenz eines politischen und gesellschaftlichen Wandels, „der sich aus der Schwächung der hellenistischen Königreiche und der zunehmenden Macht Roms im Osten ergab“ (S. 2). Der Rez. sieht hier folgende grundsätzlichere Probleme:

1. Phänomene innerhalb der Kunstentwicklung (hier also der Plastik) quasi ebenso auch bzw. fortgesetzt in der Architekturentwicklung zu vermuten bzw. sie herausarbeiten zu wollen, ist verlockend und kann verdeutlichend sein, kann aber wohl ohne hinreichend diskutierte Bewußtmachung der dabei auftretenden Probleme und Begrenzung der Vergleichsbereiche nicht ohne weiteres akzeptiert werden. Auch wenn Borbeins treffend destillierte Kurzformel „Reflexion und Distanz“ in ihrer möglichen Gültigkeit auch über die Plastik und das 4. Jh. hinaus nicht bezweifelt werden soll, so wäre jedoch zu erwarten, daß der Verf. die anders gearteten Entwicklungsfundamente in der Architektur differenziert und gründlich herausarbeitet, weil sonst der Ansatz ein zu einseitig archäologisch-kunsthistorischer wird; denn dazu erweist sich Plastik z. B. als zu ideologiemobil, Architektur zu vielen ideologieunabhängigen Faktoren verpflichtet. Und eben letztere würden sich als die Ebene der Gebundenheit an Traditionen, verschiedener Art, der Berührung in architekturenspezifischen Bereichen und der Beeinflussung von außen schlechthin herausstellen, die nicht wahrgenommen werden kann, wenn man sie gewissermaßen von vorneherein gar nicht erwägt und somit also ausschließt. Der Verf. äußert sich dazu ebensowenig, wie es ihm um eine theoretische Vorabklärung von Begrifflichkeiten (dazu siehe unten) oder eine wissenschaftsgeschichtliche Ortung nicht weiter zu tun ist. Um mit solcher Selbstverständlichkeit und ‚Fraglosigkeit‘ an das Thema Hellenismus heranzugehen, ist das Feld wohl doch noch zu wenig frei von wissenschaftsgeschichtlich begründeten Belastungen (dazu siehe nur z. B. das Vorwort zu H. Lauters Architektur des Hellenismus).

2. Im Gegensatz zu seiner These, „daß sich im östlichen Mittelmeerraum“ (S. 1) die Architektur des 2. und 1. Jhs. in bestimmten Punkten von der Zeit zuvor und danach absetzt, betrachtet der Verf. tatsächlich jedoch viel weniger den östlichen Mittelmeerraum, als vielmehr immer wieder den Ägäisraum (nur z. B. S. 28).

Und damit ist auf ein – neben dem mit Borbein bereits angesprochenen – weiteres wissenschaftsgeschichtliches Problem hinzuweisen, das die Nachbardisziplinen der sog. Klassischen Archäologie seit langem und unisono zu der mehr oder weniger immer gleichen, fast schon monotonen Klage vereint, daß die griechisch-persischen Akkulturationsgebiete als solche negiert und immer nur einseitig griechisch bestimmt werden, daß man sich bis heute in der historischen Forschung der suggestiven Kraft der griechischen Berichte, die vielfach stereotype Klischees und Charakterisierungen der Perser und ihrer Könige verwenden, nicht zu entziehen vermag (zu diesem Problemkomplex nur die folgenden Hinweise: B. HROUDA, *Der Alte Orient* [1991]; D. KIENAST, Philipp II. von Makedonien und das Reich der Achaimeniden [1973]; zu den wissenschafts-ideologischen Abhängigkeiten und Zusammenhängen siehe die Einleitung und forschungsgeschichtlichen Perspektiven von W. BURKERT, *Die orientalisierende Epoche in der griechischen Religion und Literatur* [1984]). Versucht man diese mehr als berechtigte Klage im Sinne gebotener „Distanz und Reflexion“ zu den üblichen Wissenschaftskategorien zu bedenken, so wird man unter „östlichem Mittelmeerraum“, gerade aus gewissermaßen hellenistisch kosmopolitisch historischen Gründen und gerade im 2./1. Jh., weit mehr einbeziehen wollen, einen wesentlich größeren Bezugs- und Vergleichsraum auf tun wollen, als dies aus den angesprochenen Gründen leider gemeinhin geläufig ist und als dies auch der Verf. mit dem zu starken Bezug auf den Ägäisraum tut. Damit hängt ein weiteres Problem direkt / indirekt zusammen:

3. Würde man den historisch-räumlichen Zusammenhang für diese ganze Zeit tatsächlich auf das östliche Mittelmeer bzw. auf den Osten und Südosten erweitern, würden sich Zusammenhänge auf tun, die sich mit Borbeins Feststellung: „Das Erscheinungsbild meint Epiphanie“ in inhaltlich wesentlichen Punkten verbinden ließen, und die auch des Verf. Anliegen auf ein breiteres Fundament stellen würden. Wieso z. B. geht der Verf. nicht auf solche Kontexte ein, wie sie P. HOMMEL (*Istanbuler Mitt.* 7, 1956, 11 ff.) im Zusammenhang mit Epiphanien in Tempelgiebeln herausarbeitet, nämlich „daß den Griechen der Westküste“ „fremdländische Bildgedanken durch die achämenidische Kunst nahegebracht worden“ sind (HOMMEL a. a. O. 50), in welcher Weise „griechische Baukunst mit religiösen Ideen des Orients“ Verbindungen eingegangen ist und sich „die Theatralik des Kultes“ „in die Ästhetik des hellenistischen Bauwerks“ einfügt und zu einem „perspektivischen Schaubildentwurf“ beiträgt (HOMMEL a. a. O. 54)?

Wieso, so fragt man sich weiter, analysiert der Verf. so scharf und treffend auch kleinste Details im Zusammenhang mit Treppenanlagen, ja untersucht sie, wie wir gesehen haben, in einem eigenen Kapitel und spricht darin auch die Treppen am Didymaion an, von den Treppenhäusern, die auf das Dach führen, ist jedoch keine Rede? Warum, um bei diesem Beispiel zu bleiben, wird der Einsatz von Giebeln (Abschnitt 3.3.2) angesprochen, nicht aber erwähnt bzw. diskutiert, daß Giebel auch nicht verwendet wurden, wie am Didymaion, und warum? Zwar wird P. Hommel im Zusammenhang mit Gewölben und Tempel-



giebeln kurz erwähnt (S. 104), seine Überlegungen zu den Treppenhäusern und dem flachen Dach (HOMMEL a. a. O. 52) oder zur „Durchdringung von Östlichem und Westlichem“ (HOMMEL a. a. O. 37) am Didymaion finden keine Beachtung. Daß B. FEHR (Marburger Winckelmann-Progr. 1971/72, 14 ff.) bei diesem Bau zu ganz ähnlichen Ergebnissen kommt, bleibt ebenfalls unberücksichtigt. Und so ist man auch erstaunt, daß zwar bei dem Hinweis auf die Oeci auf dem Kynthion von Delos (S. 13) V. HEERMANN, Studien zur Makedonischen Palastarchitektur (1986) zitiert wird, daß aber ihr Hinweis im Zusammenhang mit den „Flügeldreiraumgruppen“ auf Parallelen altorientalischer Kulturen, speziell auf „Bauten des Bithilani-Typen, wie etwa einem achämenidischen Gebäude in Babylon“ (HEERMANN a. a. O. 345 f.) keinen Eingang in die Diskussion findet.

Oder wenn der Verf. schreibt (S. 102 f.): „So verlockend es etwa wäre, in der gewölbten Kamera auf dem Kynthion von Delos ein Abbild des Himmelsgewölbes zu sehen, weil im Schlußstein ein Stern erscheint, so läßt es sich nicht beweisen, und überzeugende Parallelen fehlen“, dann möchte man auf all die „Himmelsgewölbe“ in ägyptischen Gräbern verweisen, in denen goldene Sterne auf blauem Grund abgebildet sind. Im übrigen wäre hier auch auf die chaldäische Abstammung des Wortes „kamara“ oder „camera“ (nicht „kamera“, wie der Verf. gemischt mit „kamara“ schreibt) aufmerksam zu machen (RE X 2 (1917) s. v. kamara 1800 f. [HERRMANN]; RE III 1 (1899) 1424 s. v. camarae [ASSMANN]). Wenn man bedenkt, wie leicht der Verf. aufgrund kümmerlichster Befundhinweise zu sehr weitreichenden Thesen kommt (dazu siehe unten), versteht man die Zögerlichkeit, daß „es sich nicht beweisen“ läßt „und überzeugende Parallelen fehlen“, nicht mehr. Doch so ergeht es dem Leser bei weiteren Elementen und Details. Eigentlich erst dann, wenn sich der Impuls, Import und Einfluß gar nicht mehr übersehen läßt, wie bei der Sphinxallee im Heiligtum der ägyptischen Götter auf Delos, gesteht der Verf. eine „ungriechische Tradition“ (S. 63) zu. Aber auch hier wird diese Tradition nicht bei ihrem einzig möglichen, nämlich ägyptischen Namen benannt, sondern „un-griechisch“ bezeichnet und darüber hinaus durch ein skeptisches „wohl“ in fraglicher Schwebelage gelassen. Diese so zurückhaltende Einstellung zu „ungriechischen“ Elementen wird auch in einer Bemerkung wie der folgenden deutlich: Antiochos IV. hat im Heiligtum von Olympia einen Vorhang geweiht, der wie im Theater herabgelassen wurde und das Kultbild „epiphanieartig“ (S. 74) freigab. Wenig später wird dies unter „ähnliche Eigenarten“ eingeordnet. Und dies „in der wundersüchtigen Zeit des Hellenismus“ (HOMMEL a. a. O. 53), deren Religiosität das „Erscheinen der Gottheit“ allzusehr entsprechen mußte und „die ja auch eine umfangliche Literatur über Götterepiphanien hervorgebracht hat“! Der gesamte Komplex der Erlösungsreligionen und -sekten, des Eklektizismus sprich Synkretismus in den Philosophien und Religionen, der „interpretatio graeca“ bei der Auseinandersetzung mit orientalischen Kulturen und Gottheiten, die Aktualität des Gottmenschentums und der Identifikationssuche würde natürlich auch die Stiftungen und Weihungen aus dem zu engen Rahmen der angeblich „privaten Repräsentation“ herausnehmen und Weihungsimpulse und -akte nicht bloß mit dem merkantilen Kalkül des „Tauschhandels“ zwischen Votant und göttlichem Empfänger erklären, wie überhaupt monokausale Deutungen beim Weihungs-Brauchtum versagen dürften, auch wenn natürlich der Aspekt der kaum verhüllten Selbstdarstellung dabei nicht wegdiskutiert werden soll und kann. Ihm kann jedoch eine ganz andere Tiefenschärfe gegeben werden durch den Hinweis auf solche parallel laufende Stränge wie die Individualisierung sakraler und religiöser Bedeutungen, auf das Selbstgefühl des Individuums, das sich in heroisch-imposantem Lebensgefühl, in der Vergottung oder Heroisierung des Menschen äußert und dazu unendlich viele Angebote an Ausdrucksmöglichkeiten aus dem gottköniglichen Verehrungszeremoniell der östlichen und südöstlichen Kulturen geradezu aufgedrängt bekommt. Gottkönig und Gottmensch, Herrscher und Heros, Apotheose und Individuum sind Parallelen, die in völlig neuen, unendlichen Offenbarungsmöglichkeiten miteinander verschmelzen.

Auf dieser Ebene wird man auch nicht mehr nur über den Aufriß und die Fassaden von Bauten sprechen, sondern sie in direktem Zusammenhang bzw. als Folge der grundrißlichen Konzeption sehen. Auf dieser Ebene läßt sich dann auch nicht mehr von der zunehmenden Bedeutung einer „harmonisch gestuften Raumfolge“ im Gegensatz zu dem „vorher ... abgeschlossenen Cellainnenraum“ (S. 70) oder von „wirkungsvoller Staffelung von Räumen“ (S. 71) sprechen, denn „harmonisch gestuft“ oder „wirkungsvoll gestaffelt“ erweisen sich für eine bedeutungssteigernde Kultkonzeption als zu formalistische Begriffe. Dann zeigt sich auch der immer wieder gebrauchte Begriff der „Inszenierung“, vor allem der „Inszenierung von Kultbildern“ (S. 73), als zu wenig differenziert, zumal es dem Verf. ja um die Funktionsbedeutung (S. 1) gehen will; man wird dann auch hier zumindest auf epiphaniartige Einflüsse hinweisen müssen, weniger also das Inszenieren als formalen, einseitig architektonischen Akt, sondern vielmehr in der Zweiseitigkeit, d. h. die Dialektik des Erscheinens der Gottheit und des Anschauens der Gemeinde, das sakrale „Theaterspiel“ sehen müssen.

Und wenn der Zusammenhang, der Kontext, bei der Untersuchung hellenistischer Architektur eine prinzipiell-gewichtige Rolle spielen soll, dann wird das analysierend sezierende Trennen und einzelne Betrachten der Elemente von zusammengehörenden Komplexen methodisch zumindest fragwürdig. Propylonbauten z. B. als eigene Untersuchungselemente in einem eigenen Kapitel zu betrachten, sie also aus



ihrem Zusammenhang zu nehmen, wird, besonders für diese Zeit, erst dann zu tragfähigen Ergebnissen führen können, wenn man sie explizit zumindest auch in ihrem, von ihnen ja erschlossenen architektonischen Kontext sieht. Denn, so müßte man bedenken, wenn Propylonbauten der Selbstdarstellung dienen können, dann können sie dies zunächst einmal dank des zu dieser Zeit zwingend empfundenen Desiderats, daß man sie, so wie andere Bauten kleineren Formats auch, zur Organisation geschlossener Binnenarchitektur brauchte und brauchen konnte. Der in den anvisierten (und den beiden vorhergehenden) Jahrhunderten stetig deutlicher zum Ausdruck kommende Wille, architektonische Räume, geschlossene Baugruppen, Baukombinationen zu schaffen, Lücken zu schließen, in Baukomplexen zu denken, würde einen Kontext aufzeigen, der hier nicht unberücksichtigt bleiben darf (dazu siehe auch H. LAUTER, *Die Architektur des Hellenismus* [1986] 39ff.). Das Einzelelement muß im gedachten, geplanten und ausgeführten Gesamtzusammenhang betrachtet werden, und auch der Aufriß, die Fassade kann nicht unabhängig vom Grundriß und der ihm zugrundeliegenden Konzeption gesehen werden. So würde man der Drei-(Mehr-)Dimensionalität von Architektur gerecht werden. Hier verfährt der Verf. jedoch zu eindimensional, zu wenig „baukomplex“, zu schnell auf das griffige Ergebnis bedacht.

Der Arbeit liegt wohl als weiteres Problem zugrunde, daß sie auf eine „These ausgerichtet“ (S. 1) ist. Zumindest unterliegt damit die Beweisführung des Verf. von Anfang an der Gefahr, der Bestätigung dieser These dienen zu müssen und ein Ergebnis zu erbringen, was angesichts dieser Ausgangsposition dann nicht mehr zu überraschen vermag. Mit sehr leicht entschieden-thetischem Sprachduktus, der meist nicht lange erklärt, werden Behauptungen aufgestellt und mit einer Masse an zitiertem Material aufgewartet, wobei dieses Material zum Teil nur stakatomäßig als Ortsnamen aufgelistet wird (z. B. S. 21 / 22). Der Nachvollzug all des vielen Behaupteten wird dem Leser – und dies sei betont – außerordentlich schwer gemacht. Hier hilft auch der Katalog nicht wirklich weiter, der den Text entlasten sollte, denn der Katalog ist ebenfalls entlastet von wirklichen Argumenten, wenn er sich denn überhaupt benutzbar gibt. Dies trifft auch für den Textteil zu, in dem, wie in der ganzen Arbeit, die vielen Druck- und Flüchtigkeitsfehler einen Nachvollzug ohne Konsultation der vielen Publikationen außerordentlich erschweren, wenn nicht sogar unmöglich machen. Man kann die These des Verf. eigentlich nur glauben! Hier sollte eine wissenschaftliche Arbeit mehr bieten.

Auf einige der Druck- bzw. Flüchtigkeitsfehler und der Stellen, die einen Nachvollzug schwierig machen, sei im Folgenden in Auswahl eingegangen (annähernde Vollständigkeit ist allerdings der Menge wegen unmöglich und kann nicht Sache des Rez. sein):

S. 7, 10. Z.: Taf. 74c–d statt 74b. (Die weiteren zahlreichen Fehler in den Tafelverweisen werden in der Folge nicht einzeln aufgeführt.)

S. 8, 16. Z.: „...Verbindung von Bühnenhaus und Koilon“; dazu siehe RE XI 1 (1921) 1052 s. v. Koilon (Ebert): „Für den Zuschauerraum des Theaters (cavea) ist der Terminus Koilon nicht nachweisbar“.

S. 8, 16 / 17. Z. v. u.: „...Ptolemaion im Heiligtum von Samothrake, Anm. 33 (Taf. 93)...“: auf Taf. 93 folgende Tafelunterschrift: „Samothrake, Heiligtum, Propylon Ptolemaios' II.: Außen-, Innen- und Seitenansicht“; statt „Außen-, Innenansicht“ handelt es sich tatsächlich zweimal um eine Frontansicht: eine landseitige (wie bei einem Stadttor), eine „stadt-“ bzw. heiligtumseitige. Im Text S. 8, 15. Z. v. u. wird dann vom „Moment des Durchgangs“ gesprochen, das „stärker in Szene gesetzt“ wird, und mit dem Propylon von Epidauros (Taf. 30) verglichen, was sich nur in einem Grundriß nachvollziehen ließe, der aber nur für das Beispiel aus Epidauros abgebildet wird. Sucht man über Anm. 33 (Anm. 33 übrigens: Abb. 133 ff. statt 135 ff.!) nach einem Grundriß, so findet sich auch dort keiner; erst über das Abbildungs- und Literatur-Verzeichnis wird man auf Frazers Samothrake-Publikation verwiesen, aus der die Abbildungen auf Taf. 93 kommen.

S. 11: Es geht um exedraförmige Räume mit Gewölben, die nach außen hin in Erscheinung treten, und der Verf. nennt als Beispiel die Exedra an der Südwand des Rathauses von Priene (Kat. Nr. 5.2.12 Taf. 86b.c). Warum nicht auf Taf. 86a–c und damit auch auf den Grundriß (Taf. 86a) verwiesen wird, ist nicht zu verstehen. Im Katalogtext (S. 177) nimmt der Verf. nun, entgegen der Publikation, an, daß die Exedra überwölbt war und begründet dies damit, daß es von der Dachtraufe direkt auf die Sitzfläche der Exedrabank geregnet hätte. Daß es darauf geregnet hätte, mag richtig sein, nicht aber, daß es von der Dachtraufe herabgeregnet hätte, denn die Exedra liegt, wie auch auf Taf. 14c zu sehen ist, gar nicht auf der Traufseite, sondern auf der Giebelseite. Daß die Exedra von außen sichtbar gewesen wäre, läßt sich so, wie im Grundriß dargestellt, auch nicht halten, denn der Grundriß bildet die direkt vor der Exedra verlaufende Wand der Nordhalle der Agora leider nicht ab und damit nicht die völlig verdeckte, praktisch nicht erreichbare, von Mauerzügen halb verschlossene Korridorsituation zwischen Rathaussüdwand und Nordhallenwand. In der Publikation (Th. WIEGAND / H. SCHRADER, *Priene* [1904] 222 u. Taf. 15) ist zudem die Rede davon, daß die Exedra ganz offensichtlich nicht überwölbt war, weil die Außenseite der Südwand an dieser Stelle nur bis zur Kämpferlinie des Bogens auf Anschluß für die Exedrasitenwände gepickt vorbereitet war. Dieser Befund würde vielmehr darauf hindeuten, daß die Exedrawände später



angesetzt wurden, und die Tatsache, daß in der Bogenzone kein Keilstein irgendeine Verbindung zur angeblichen Exedraüberwölbung hin zeigt, würde den späteren Ansatz bestätigen. Bei der Qualität des Mauerwerks erscheint es ganz unwahrscheinlich, daß eine solche Exedraüberwölbung nur „angeschoben“ (Verf. S. 177) worden wäre. Im übrigen weist F. KRISCHEN (Antike Rathäuser [1914] 14) darauf hin, daß auch die Schranken bei den Parodosdurchgängen später hinzugefügt wurden. Ein Vergleich mit der Kultexedra beim Heroon von Kalydon läßt sich deshalb nicht ziehen, weil auch deren mit einem Satteldach überdecktes Gewölbe von außen nicht sichtbar war und weil die Exedra quasi in den Bergabhang eingegraben ist, was sie fast zum unterirdischen Bereich macht.

S. 12, 8. Z. v. u.: Der Hinweis „Taf. 87c“ führt zum Ephebensaal von Priene, nicht zum Waschraum, bei dem man im übrigen nicht von einem Beispiel für einen Raum mit „Verkleidung aus Marmor“ sprechen sollte, wenn lediglich die Waschrinne aus Marmor besteht.

S. 13, 3.–7. Z.: „Im Asklepiosbezirk von Messene (Kat. Nr. 5.1.9 Taf. 64c) etwa tritt der Besucher durch das Mitteljoch der Säulenstellung in den zentralen Raum vor die breit angelegte Basis...“. „Zugleich... öffnet sich der Kultsaal nach beiden Seiten...“. Davon ist in Taf. 64c nichts zu erkennen, denn die dort abgebildete Kammer H öffnet sich nicht nach beiden Seiten. Zieht man Kat. Nr. 5.1.9 (S. 171) zu Rate (wo ebenfalls auf Taf. 64c–e verwiesen wird), ist dort aber von einer Kammer H wiederum keine Rede, sondern nur von der Exedra der Artemis und Exedra N. Tatsächlich ist jedoch nur auf Taf. 64d–e das abgebildet, wovon der Katalogtext spricht. Von der Kammer H wird unter Kat. Nr. 5.1.10 gesprochen, ohne daß dies in der Überschrift erkennbar wäre, denn dort werden nur lapidar „Exedren“ genannt und ohne daß auf eine Tafel verwiesen wäre. (Im Katalogtext [5.1.9] ist außerdem die Rede von einer „Treppe I“, die auf keiner der Abbildungen zu finden ist, auch nicht über die in den Anmerkungen genannten Abbildungen, sie liegt wohl vor Raum K).

S. 15: Es geht um Rundbauten aus dem 4. und dem 2. Jh. (Lysikratesmonument und Rundbau in Termessos), wobei sich „...klar faßbare Unterschiede“ ergeben sollen. „Die Säulen des späteren Rundbaus sind in weiterem Abstand aufgestellt und wirken dadurch leichter“. Tatsächlich verhält sich die lichte Weite (im Grundriß gemessen) der vorderen Öffnung – und nur von diesem orthogonal abgebildeten Interkolumnium kann die Rede sein – zum gesamten Tholosdurchmesser (jeweils Wandaußenkante im Grundriß gemessen) bei beiden völlig gleich (siehe dazu H. BAUER, Mitt. DAI Athen 92, 1977, Beilage 5: Dm. Tholoswandung 220 cm, lichte Weite Öffnung 82 cm; K. LANCKORONSKI, Städte Pamphylens und Pisidiens II [1892] Taf. XVII: Dm. Tholoswandung 200 cm, lichte Weite Öffnung 75 / 80 cm).

S. 27: Es ist die Rede von einer „Variante mit korinthischen Bauformen“ im Aufriß, und man wird auf Taf. 45c verwiesen, auf der allerdings nur ein Grundriß im Maßstab 1:2000 abgebildet ist. Weder Maßstab noch Art der Zeichnung können in irgendeiner Form das Angesprochene klären helfen. Im übrigen ist der Maßstab auf Taf. 45c falsch angegeben: statt „10 m“ müßte es „100 m“ heißen.

S. 69: Es geht um die „Grundrißgestaltung der Bauten“, und es werden die „Hallen in dem Artemisbezirk von Magnesia“ als Beispiel angesprochen und auf Taf. 56a verwiesen. Dort ist allerdings nur ein Aufriß abgebildet, in dem das, was der Verf. vom Grundriß her vergleicht, nicht nachvollziehbar ist.

S. 170, Kat. Nr. 5.1.6: „Kalydon, Heroon, Kultsaal und Raum II (Taf. 37c–e; 38a–c)“: im Katalogtext ist, im Gegensatz zur Überschrift mit dem Hinweis auf „Raum II“, nur von einem „Raum VII“ die Rede. Weder Raum II noch Raum VII ist jedoch im Grundriß auf Taf. 37 zu finden. Zwar stammt dieser Grundriß aus der Publikation E. DYGGE/F. POULSEN/K. RHOMAIOS, Das Heroon von Kalydon (1934), alle Raumbezeichnungen und sonstigen Hinweise wurden jedoch vom Verf. retuschiert (im Abbildungsnachweis dazu keinerlei Hinweis). Im übrigen wird im Text (S. 13) wiederholt von „Kultexedra“ gesprochen, im Katalog (5.2.4) jedoch von „Kultapsis“.

S. 187, Abbildungsnachweis für Taf. 21c: ...Plassart, Délos 11... statt „Délos II“. Im übrigen ist Taf. 21c nicht nur nach „Plassart, Délos 11“ gezeichnet, sondern auch noch entsprechend G. Roux, Bull. Corr. Hellénique Suppl. 1 (1973) 539 Abb. 9 verändert.

Die Ortsbezeichnung „ebda“ auf Taf. 29, 30, 31 verweist auf Taf. 28 „Ephesos“; tatsächlich handelt es sich um „Epidauros“ (siehe Text S. 5).

S. 61: Es geht um die „bildhafte Hierarchie nebeneinanderliegender Fassaden“ (Kap. 3.1.4, S. 60), die an den Hallen, die an den Athenatempel von Lindos angrenzen, deutlich gemacht werden soll. Daß dieses Beispiel zusammen mit dem Tempel im Kabirion bei Theben genannt wird, ist problematisch, weil die Situation in Lindos eigentlich eine ganz andere ist. Auch gibt diese Situation unter der Überschrift „bildhafte Hierarchie nebeneinanderliegender Fassaden“ zu denken (übrigens wenig später auch dem Verf., dazu jedoch siehe unten). Der Athenatempel ist nämlich zu einem Teil gewissermaßen hinter der an seiner Nordostecke anschließenden Halle versteckt, und die westlich anschließende jonische Halle wird bei G. GRUBEN (Die Tempel der Griechen [1976] 410 ff.) ins 2. Jh. n. Chr. datiert. Will man sich nun über den Hinweis „(Kat. Nr. 3.1.7. Taf. 52a.b)“ genauer informieren, so ist unter der Kat. Nr. 3.1.7, S. 152 (die Seitenzahl wird bei den Hinweisen auf den Katalog nie angegeben, obgleich die Überschriften in Text und Katalog in absolut gleicher Weise dreistellig beziffert sind und völlig gleiche Schriftgröße haben, man



weiß also nie, ob man sich beim Blättern schon im Katalog befindet oder noch im Text) von „Lindos, Athenheiligtum, Stoa (Taf. 52a)“ die Rede. Auf Taf. 52a, auf die auch im Text hingewiesen wurde, ist der Grundriß des Tempelhofes abgebildet, im Katalogtext ist von der „in der Mitte des rückwärtigen Teils für die zum Propylon aufsteigenden Freitreppe“ unterbrochenen großen dorischen Stoa die Rede. Eine große dorische Stoa mit rückwärtig unterbrochenem Mittelteil ist auf Taf. 52a nicht zu entdecken. Taf. 52b bildet die „Fassade vom Tempel“ ab und Taf. 52c zeigt „Säulenschranken und Detail vom Eingang“. Bei dem Hinweis „Eingang“ denkt man unwillkürlich an Propylon, kann jedoch das „Eingangs“-Grundrißdetail von Taf. 52c auf dem Grundriß auf Taf. 52a nirgends erkennen. Sieht man schließlich in der Publikation E. DYGGVE, Lindos. Fouilles et Rech. 3, 1/2 (1960) nach, so stellt man fest, daß das, was der Verf. auf Taf. 52c abbildet und „Säulenschranken und Detail vom Eingang“ nennt, tatsächlich ein Detail der dorischen Stoa ist, die vor dem Propylon liegt, auf dem Grundriß auf Taf. 52a aber nicht abgebildet ist, obgleich auf diesen Grundriß im Katalogtext unter der Überschrift „Stoa“ hingewiesen wird. Statt „Säulenschranken und Detail vom Eingang“ hätte der Verf. unter Taf. 52c die Begriffe verwenden sollen, die er auch im Katalogtext verwendet, zumal er im sonstigen Text mit „Schranken“ auch ganz andere Dinge bezeichnet (z. B. S. 7). Im übrigen ist das Beispiel Lindos unter der Überschrift „Bildhafte Hierarchie nebeneinanderliegender Fassaden“ auch deshalb problematisch, weil die Rekonstruktion der westlich an den Tempel anschließenden jonischen Halle/Säulenstellung nicht klar ist, worauf der Verf. selbst hinweist, jedoch unter einer anderen Kat. Nr. (3.1.8, S. 153), auf die in diesem Zusammenhang jedoch nicht hingewiesen wird. Auf sie wird auch wenig später (S. 62) nicht hingewiesen, wenn er „einen gewissen Gegensatz zu einer derartigen Hierarchie der Fassaden“ feststellt und nun eben diese jonische Halle in Lindos erwähnt und auf sie lediglich mit der Tafelangabe 52a.b hinweist. Unter Kat. Nr. 3.1.8. geht er auf dieselbe Halle ein, die er wiederum mit drei verschiedenen Begriffen bezeichnet: „jonischer Schrankenbau“, „jonische Säulenstellung“ und „jonische Halle“. Im übrigen wird im Katalogtext Nordost mit Nordwest verwechselt.

So ergötzt es dem Leser auch mit dem Titel der Arbeit, der außerordentlich schillernd, wenig eindeutig und begrifflich nirgends geklärt ist. Bei „privater Repräsentation“ denkt man zunächst an Villenarchitektur und sieht sich irregeleitet, denn um Villen geht es in dieser Arbeit am allerwenigsten. Es geht eher um von Privatleuten geweihte und gestiftete Baulichkeiten (oft genug in der Öffentlichkeit!), und diesen „Unternehmungen“ wird suggestiv wiederholt unterstellt, daß sie der Selbstdarstellung der Stifter dienen. Wie stark man die im Spätellenismus deutlich zunehmende Profanisierung ehemals sakraler und religiöser Zusammenhänge auch einschätzt, wenn all diese Baulichkeiten, die der Verf. in seiner Arbeit anspricht, der privaten Repräsentation dienen, wo läge dann eigentlich der Unterschied zu religiöser oder sakraler oder öffentlicher Repräsentation? Natürlich ändert sich „der Grundcharakter dieser Bauten als Weihung“ „in seinem Gehalt“ (S. 47), doch ist dies vor allem eine Feststellung in bezug auf das 4. Jh. in Griechenland und die rigide Polismoral, aus deren Geltungsanspruch der Bürger als Einzelperson nicht allzu stark heraustreten durfte. Darin liegt m. E. ein weiteres Grundproblem dieser Arbeit, daß sie einseitig immer wieder das 4. Jh. (im Ägäisraum) als Vergleichsebene heranzieht und von daher die Entwicklungen zum 2. und 1. Jh. zu erklären bzw. zu benennen versucht. Damit begibt sich der Verf. aber allzu sehr in die Gefahr bzw. erliegt ihr, die Polismoral zum Instrument und Kriterium seiner Beurteilung nachfolgender Entwicklungen zu machen, womit all die angesprochenen Baulichkeiten zu Zeugnissen „privater Repräsentation“ werden.

Ohne der Frage nach der durch „Erkenntnis und Interesse“ (J. Habermas) definierten Beziehung zwischen Historiker und historischem Ereignis an dieser Stelle deutlicher nachgehen zu können oder zu wollen, haben diese Mängel oft mit einer regional und kulturell zu begrenzten Blickrichtung der klassischen Archäologie zu tun, die den Anteil östlicher/südöstlicher Traditionen fast konsequent, möchte man sagen, mißachtet. Dieser historisch nichtobjektiven Sichtweise steht eine „internationale“ Weite interkulturellen Austauschs, besonders in hellenistischer Zeit und besonders auf dem Gebiet der Architektorentwicklung, gegenüber, die ganz andere Beurteilungskriterien in das kompliziert-komplexe Spiel bringen würde.

Der hier besprochenen Arbeit liegt die 1982 abgeschlossene Habilitationsschrift des Verf. zugrunde, die „wegen anderer Verpflichtungen“ nicht zum Druck gelangte. Trotz „erwünschter Verbesserungen und Veränderungen“ entspricht aber „der Text in der vorliegenden Form weitgehend dem ursprünglich eingereichten Manuskript“ (Vorwort), in das erst 1990 die neue Literatur eingearbeitet werden konnte. Dieses „Einarbeiten“ führt allerdings z. B. zu solchen Unvollständigkeiten, wie bei den wenigen Hinweisen auf den in Pergamon ergrabenen Marmorsaal, der in den vorderen Textteilen (z. B. S. 12) noch ausschließlich mit den Vorberichten von 1975–1980 zitiert wird, in den hinteren (S. 99) dann mit der mittlerweile (1986) erschienenen Publikation (M. N. FILGIS/W. RADT, Die Stadtgrabung); d. h. die neu erschienene Literatur wurde zwar an einer Stelle als Publikationszitat berücksichtigt, von einer inhaltlichen Einarbeitung dieser Anlage in den Text, die sich als ausführlich publiziertes Beispiel gerade in diesem Zusammenhang vorzüglich geeignet hätte, kann keine Rede sein. Nicht eine der sehr anschauli-

chen Zeichnungen / Axonometrien wurde in den Tafelteil aufgenommen. Nur dieser eine Hinweis hier, neben den bereits genannten, soll deutlich machen, daß man den Eindruck beim Lesen dieser Arbeit leider nicht verlieren kann, daß sich der Verf. mit zu vielen Veröffentlichungen gleichzeitig beschäftigt hat. Denn ein Abschnitt der Habilitationsschrift wurde als Aufsatz an anderer Stelle vorgelegt (Jahrb. DAI 103, 1988, 309 ff.; mit der ganz ähnlichen Beschränkung bei der Wahl der Beispiele vor allem auf den Ägäisraum), und gleichzeitig mit der hier besprochenen Arbeit erschien die Publikation zum Augustusmausoleum (1994). Wäre da weniger nicht mehr gewesen? Wenn die Bearbeitung dieses Themas einen solchen Zeitraum beansprucht, spielen dann ein oder zwei zusätzliche Jahre, die eine gründlichere Durchsicht und Aktualisierung des Manuskripts ermöglicht hätten, wirklich noch eine Rolle? Wäre es dann nicht möglich gewesen, das viele angesammelte Material nicht „nur“ unter eine stark behauptete, griffige These und einen ebensolchen Titel stellend auszuschütten (von den vielen Fehlern abgesehen), sondern über den Materialberg und die kunsthistorisch-archäologische Sicht hinweg viel deutlicher architektur-spezifische Bezüge und Charakteristika herauszuarbeiten, die endlich auch den der hellenistischen Architektur einzig angemessenen, viel größeren, will sagen komplexeren Horizont in geographischer, zeiträumlicher, architekturhistorischer, aber auch wissenschaftstheoretischer Hinsicht berücksichtigt hätten. Denn die Fülle an zitierten älteren Publikationen zeigt ja, wieviel Material da bisher gewissermaßen brach lag und einer Einordnung mit allen Konsequenzen harrt.

All dieses und sehr viel neues, weit verstreutes Material in dieser Arbeit zusammengebracht, angesprochen und z. T. sehr scharf unter die Lupe genommen zu haben, ist und bleibt ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des Verf. Sein Beobachtungsinstrumentarium eröffnet viele neue Perspektiven, die Unmasse an Material unerschrocken in den Blick genommen zu haben, bahnt neue Wege bei der Weiterbearbeitung. Selbst eine vielleicht zu einseitige These trägt zur Diskussion weit mehr bei, als das Liegenlassen des Materials in verborgenen Winkeln. Es diesen entwunden zu haben, muß als höchstwillkommene Leistung abschließend betont werden.

Ulm

Joachim Ganzert

(Anm. der Red.: durch ein Versehen der Redaktion wurde die Publikation doppelt zur Rezension gegeben; vgl. die Besprechung von W. K. KOVACOVICS in Bonner Jahrb. 196, 1996, 743–748.)